

Zeitschrift: Schweizer Theaterjahrbuch
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Theaterkultur
Band: 20 (1951)

Artikel: Die Oper im Fehlurteil der Kritik
Autor: Pirchan, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-986570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE OPER IM FEHLURTEIL DER KRITIK

Von Prof. Emil Pirchan, Wien.

Von den unglaublichen Irrtümern in der Beurteilung hoher Kunstwerke seien hier beispielhaft ein paar Sätze über Opern wiedergegeben, die wir zum Teil dem instruktiven Werk «Der verkannte Künstler» von Franz Roh entnehmen.

Händel. Zum «Theseus» schreibt Addison im Spectator: «Zu viel für einen Ignoranten, zu wenig für ein Genie». Der Literat John Bynon erklärt Händel als ein Nichts: «Gegen unsere Bononcini ist der Händel nur ein Ninny». Die Verkennung stürzt Händel in Verzweiflung und Schulden; zweimal macht er Konkurs, einmal entgeht er knapp dem Schuldgefängnis. Seine Heiratsversuche mißglücken. «Die Mutter der einen Braut behauptet, sie werde niemals zugeben, daß ihre Tochter einen ‚Fiedler‘ freie. Die andere verlangt als Vorbedingung sogar Händels Ablassen von seinem Berufe.» Die ständige Verkennung führt zu Tobsuchtsanfällen, die seine Freunde um seinen Geisteszustand bangen lassen. Beethoven aber bekennt 1824: «Händel ist der größte Komponist, der je gelebt hat. Ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe niederknien.»

Glucks Frühwerke finden Beifall, die Spätwerke werden zunächst unverstanden abgelehnt. Er schreibt 1770: «Nur in der Hoffnung, Nachahmer zu finden, entschloß ich mich, die ‚Alceste‘ herauszugeben...» «Ich habe mich überzeugt, daß meine Hoffnung vergeblich gewesen. Die Halbgelehrten, Kunstrichter und Tonangeber, eine Klasse von Menschen, die unglücklicherweise sehr zahlreich ist und zu allen Zeiten dem Fortschritt der Künste tausendmal nachteiliger war als die Unwissenden, wüten gegen eine Methode, welche ihre eigene Anmaßung zu vernichten droht.» Als die «Iphigenie» 1775 in Paris aufgeführt wurde, fand die welsche «Partei», die die Italiener vergötterte, «darin nichts als Spektakel, Einfälle ohne Geschmack, ohne Genie und selbst ohne Ausdruck». Rousseau, der zuerst für die Italiener eingetreten war, stellt sich schließlich auf die Seite Glucks und urteilt, daß «Gluck die Melodie aus allen Poren hervorströmt».

Mozart mußte nach der Erstaufführung der «Entführung aus dem Serail» (1782) hören, seine Musik sei «von kühner Regellosigkeit..., Keulenschläge, Wollust und Grausamkeit, unsägliche Bru-

talität . . . Sie ist zusammengestohlen.» Selbst sein Gönner Joseph II. sagte: «Zu schön für unsere Ohren und gewaltig viel Noten, lieber Mozart.» Selbstbewußt und schlagfertig antwortete Mozart: «Gerade soviel Noten, Eure Majestät, als nötig sind.»

Beethoven. Die Frühwerke werden wie bei Gluck gelobt, die Spätwerke verkannt. Von der Ouvertüre zu «Fidelio» hieß es: «Alle parteilosen Musikkenner und -Freunde waren darüber vollkommen einig, daß so etwas Grelles, Unzusammenhängendes, das Ohr Empörendes schlechterdings noch nie in der Musik geschrieben worden sei. Die schneidensten Modulationen folgen einander in wirklich gräßlicher Harmonie und einige kleinliche Ideen, welche auch jeden Schein von Ehrbarkeit daraus entfernen, worunter zum Beispiel ein Posthornsolo gehört, vollenden den unangenehmen, betäubenden Eindruck.» Die «Leipziger Allgemeine Musikzeitung» von 1806 berichtet über «Fidelio»: «Das Ganze ist weder durch Erfindung noch durch Ausführung hervorstechend. Die Chöre sind von keinem Effekt . . .» Voll Verzweiflung über seine Verkennung schreibt Beethoven: «Auf diese Höhe habe ich es in diesem allgewaltigen ehemaligen Phäakenlande (Österreich) gebracht, daß, um einige Zeit für ein größeres Werk zu gewinnen, ich immer vorher so viel schmieren um des Geldes willen muß, daß ich es aushalte bei einem großen Werke.»

Wagner. Viel zitiert werden die Angriffe Hanslicks gegen Wagner, der deswegen den Beckmesser anfänglich «Hans Lick» nennen wollte, — und nur auf das dringende Abraten guter Freunde davon Abstand nahm.

Über «Rheingold» (1878) schrieb Hanslick: «Ein drei Stunden langer musikalischer Gänsemarsch! Welche Qual es ist, diesen gesungenen Gänsemarsch den ganzen Abend zu verfolgen, kann nur der ermessen, der ihn erlitten hat.» Ludwig Speidel berichtet im «Wiener Fremdenblatt» über «Rheingold»: «Etwas Abgeschmackteres als diese Diktion von der ersten Zeile bis zur letzten kommt schwerlich irgendwo zum Vorschein. Man schaukelt bei der Lektüre dieses poetischen Ungetüms seekrank zwischen Ärger und Lachen . . .» «Wir haben immer das Gefühl, daß man sich verunreinigt, wenn man sich mit Wagners ‚Nibelungen‘ einläßt, denn sie sind ein Werk, das allem Hohn spricht, was wir, von Jugend der Pflege des Schönen ergeben, zu verehren und zu lieben gelernt haben.»

Speidel verunglimpft auch die «Götterdämmerung»: « . . . das

Jüngste Gericht, das über die Götter und auch ein wenig über den Ölgötzen Wagner hereinbricht.»

Hanslick findet den «Siegfried» von «skandalöser Langerweile». In «Tristan» findet er «trostlose dichterische Impotenz.» Über die Wiener Aufführung (1883) des «Tristan» nörgelt Speidel: «Es gab viel Applaus und wenig Wolle; es ist indessen nicht anzunehmen, daß Wien an dem Schwulst dieses Librettos und an der sinnlich metaphysischen Verstiegtheit dieser Musik jemals Gefallen finden werde. Stundenlang genossen wirkt ‚Tristan‘ mit tödlicher Monotonie . . . Alles wächst ins Riesenlange.»

Und wie urteilt der junge Richard Strauß über Wagner? Er prophezeit 1879 seinem Freunde Thuille: «Du kannst sicher sein, in zehn Jahren weiß kein Mensch mehr, wer Richard Wagner ist.» Über «Siegfried» schreibt Strauß damals: «Gelangweilt habe ich mich wie ein Mops . . ., es war scheußlich. Die Einleitung ist ein langer Paukenwirbel mit Bombardon und Fagotten, was so dumm klingt, daß ich gerade hinausgelacht habe.» Und wie erging es Strauß?

Strauß. Die «Salome» wurde in Wien, in New York und in Chicago verboten und in London angepöbelt, die «Elektra» als Perversität verspottet und an der Metropolitan untersagt. Die «Münchner Neuesten Nachrichten» erklärten, die «Elektra» münde «in den trüben Sümpfen menschlicher Verkommenheit» und der «März» erklärte, Strauß sei ein Barnum der deutschen Musik, also ein Zirkusdirektor! Strauß hielt mit seinem Urteil über die Kritiker nicht zurück. Er nennt im «Morgen» die Kritik das größte Hindernis zwischen Komponist und Volk, das viel besser mitgehe, «sobald ihm nicht von seiten gehässiger Kritik oder geschäftlicher Konkurrenz Vorurteile eingepflanzt werden.» — «Laßt doch die Zeit richten, ob man einen überschätzt, das macht nichts! Besser zwanzig zu hoch taxiert, als einem den Weg versperrt.»

Täglich vermag ja ein jeder das unermüdliche Aufgebot der nie aussterbenden Philister und Pharisäer der Feder deutsam zu verfolgen, die heute skrupellos hohe Werke der Dichtung, des Theaters, der Kunst herabwürdigen, die morgen vielleicht schon, oder erst in Jahren zu höchster Anerkennung emporgehoben werden.

Jedoch den Werdenden, die nach Anerkennung ringen, sollte man Goethes Maxime einprägen: «Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zu Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen.»